

Millionen erbt. Da war es aus mit ihm. Er mietete sich eine Etage im ersten Hotel der Stadt und kaufte sich ein nachtschwarzes Vollblutpferd, auf dem er wie ein Irrer durch die Alleen sprengte. Bis sein nachtschwarzes Vollblutpferd, das er elegant vor meiner Equipage parieren wollte, scheute und mit ihm mitten in den tiefen Schloßweiher hineinraste. Ich wollte das Pferd noch retten lassen, aber es war leider auch schon tot. Ich erbt seine Millionen (er hatte vergessen, ein Testament zu machen) und bezahlte davon seine Schulden.

Ich war sechzig Jahre alt und die reichste Frau in der Provinz. Viele Freier stellten sich ein: Zwanzigjährige und Achtzigjährige, verkrachte Leutnants und habgierige Grundbesitzer, gemästete Dandys und verhungerte Gelehrte. Sie hatten die eine Torheit, mir noch eine vierte Torheit zuzutrauen!

Und so wohnte ich dann in meinem schönen Haus mitten in dem herrlichen Park. In der Mittagsonne fuhren mich meine Rotschimmel spazieren, langsam im Schritt, denn sie wurden alt, und ihre Beine wurden steif.

Und es wäre alles wundervoll ruhig und friedlich geblieben, wenn die Meute nicht gekommen wäre.

*

Ich bin neunundachtzig Jahre alt und stocktaub. Ich bin dreimal verheiratet gewesen und habe niemals ein Kind gehabt. Ich habe das erst in den letzten achtundzwanzig Jahren bedauert.

Kinder kosten Mühe und Tränen. Wenn sie klein sind, sind sie ungezogen und drollig und immer hilfsbedürftig. Und wenn sie groß sind, sind sie lieblos und vergeßlich und immer hilfsbedürftig. Aber wenn man einen großen Reichtum zu vererben hat, ist es doch gut, wenn Kinder da sind. Dann ist das eine ganz einfache Sache.

Aber so will die Meute alles haben. Die Meute, das sind die Vettern und Cousinen, die Neffen und Groß- und Urgroßneffen und alle die seltsamen Anverwandten zwölften und dreizehnten Grades, die in immer größerer Anzahl aus irgendwelchen Versenkungen auftauchen. Immerfort besuchen

sie mich. Bestaunen meine alten Porzellane, meine Schmuckstücke, meine Bilder und Bücher. Und bitten um irgendeine „Erinnerung“ an die liebe Tante, um einen „Talisman“ (der wahrscheinlich vor frühem Sterben schützen soll).

Ich habe ihnen viel geschenkt. Und das war falsch. Es ging wie ein Lauffeuer durch zahllose Familien: Tante Aurelie hat der Ingeborg oder dem Erich das und das geschenkt. Und dann begann eine förmliche Wallfahrt zu meinem Hause. Es wurde dabei viel geweint, gergewöhnt, beneidet. „Tante Aurelie hat die Gerda lieber als die Else.“ O — wie sie irren, wenn sie denken, ich liebe einen mehr als den anderen! Ich habe Theodor, meinen ersten Mann, geliebt, meine beiden Rotschimmel Phöbus und Aurora und mein Haus mit seinen Dingen und Erinnerungen. Sonst nichts und niemanden.

*

Sie haben mir schon viel zum Parktor hinausgetragen. Ohne Dank. Immer mit einer Miene des Mitwenigemvorliebnehmens. Aber nun mag ich nicht mehr geben. Es ist eintönig und unerfreulich, immer zu geben. Ins Leere, ins Grundlose.

Jeden Monat ist eine Hochzeit, jeden Monat wird ein Kind geboren, jeden Monat wird jemand geschieden, jeden Monat stirbt irgendeiner. Es ist selbstverständlich, daß mir all diese uninteressanten Dinge meiner Realitäten wegen zur Kenntnis gebracht werden.

Ich mag nicht mehr. Wenn jemand kommt, ist mein Hörrohr entzwei.

*

Nun haben sie ein Schiefertäfelchen gekauft und schreiben ihre Wünsche auf. Ich kann nicht lesen. Auch mit zwei Brillen nicht. Ich will Ruhe haben.

Ich sitze im Park in der leuchtenden Frühlingssonne. Der Flieder blüht auf den Gräbern von Theodor, von Phöbus und Aurora. Es sind herrliche große Bäume geworden mit dicken, schweren Dolden. An schwülen Abenden kann ich sogar noch ihren Duft riechen.